



Tony Husband

Mach's gut, mein Sohn! Die Geschichte meines Vaters und seiner Demenz

Aus dem Englischen von Carola Fischer

Knaur 2015 • 63 Seiten • 12,00 • 978-3-65372-2



Schon der erste Satz dieses Büchleins, das eigentlich ein ernstes Thema behandelt, hat einen unvermutet fröhlichen Tonfall. Der Autor, ein britischer Cartoonist, der sich einen Namen vor allem mit schwarzem Humor gemacht hat, fragt seinen Vater, ob sie beide einmal darüber sprechen könnten, wie das angefangen hätte mit dessen Demenz. „Demenz?“, kommt prompt die Rückfrage. „Ich bin dement, und du fragst mich, ob ich noch weiß, wie es angefangen hat... Das ist echt witzig! Lass mich mal nachdenken... Ich meine, so was kommt nicht einfach ganz plötzlich wie Husten oder Zahnschmerzen, das schleicht sich langsam an einen ran.“

Nach dem Tod seiner Frau blieb Ron Husband noch Lossie, sein Hund, „mein allerbestester Freund.“ Im Dialog mit seinem Vater erzählt Tony Husband dann, wie sie beide aus ihrer jeweiligen Sicht die Erkrankung in ihren Anfängen und dann später empfunden haben. „Aber dann ist uns aufgefallen, dass du dich verändert hast, aber wir konnten nicht genau sagen, wie. Es war nur... so ein Gefühl.“ – „Ja, die Veränderung kam langsam... Das Problem ist, jeder vergisst ja mal was, aber wann begreift man, dass das eine andere Art von Vergessen ist?“

Ron begann nach und nach, Daten, Namen und Termine zu vergessen, unwichtige Sachen, wichtige Sachen; er ließ die Haustür einfach auf oder sperrte sich selbst aus dem Haus aus. „Aber das Komische daran war... mein Langzeitgedächtnis ist besser geworden. Plötzlich sind mir Geschichten aus meiner Kindheit wieder eingefallen, die ich längst vergessen hatte.“

Tony fragt seinen Vater oft auch nach dem „Hausgeist“, von dem er so oft erzählte. Dann bekommt er zur Antwort: „Ich habe ihn oft gespürt. Wenn ich zum Beispiel meine Brieftasche auf die Fensterbank gelegt habe, war sie kurz darauf verschwunden. Tage später habe ich sie im Kühlschrank gefunden, oder sonst wo. Sehr seltsam.“

Der Tag, an dem man Ron das Auto wegnahm, war besonders hart für ihn, noch schlimmer war der Tag, als er sein Zuhause verlassen musste; und am schlimmsten war es dann für ihn, als sein Hund nicht mehr bei ihm sein konnte. („Lossie ging es gut, Dad. Wir haben den Hund genommen, und er kam dich oft besuchen. Weißt du noch?“)



Schließlich kommt Ron ins Pflegeheim. „Ich hatte ein eigenes Zimmer mit Fernseher, allerdings habe ich nicht gewusst, wie man den anmacht. Draußen vor der Tür hing ein Bild von mir, damit ich mein Zimmer immer wiederfinden konnte.“ (Das erinnerte mich ein wenig an das Reha-Heim, in dem ich kurzfristig war und das auch mit solchen Bildern arbeitete: mit Hundebildern vor allem und mit Selbstbildnissen der Bewohner.) Und wenn Lossie zu Besuch kommt, „hat das alle aufgeheitert ... Er hat uns zum Lächeln gebracht.“

Noch etwas hat Ron stets glücklich gemacht: die Musik. Früher schon hatte er gerne Klavier gespielt. Boogie Woogie und Blues. „Ich war richtig gut, in der Army war ich sogar in ein paar Bands.“ Selbst im Pflegeheim verlässt ihn dieses Glück nicht. Es gibt dort Tanzabende, sie singen Lieder, er spielt Klavier. „Uns ist klargeworden“, erinnert sich der Sohn, „dass die Musik das Einzige war, was dir geblieben ist. Wort für Wort, Note für Note... du hast nichts davon vergessen.“

Der Autor beschreibt auch das letzte gemeinsame Weihnachtsfest. Da ist die Krankheit des Vaters schon weit fortgeschritten. „Wir haben unsere Lieblingsplatte aufgelegt, eine wundervolle Version von ‚Stille Nacht, heilige Nacht‘. Du hattest den ganzen Tag über kein Wort gesagt, aber da hast du Messer und Gabel weggelegt. Das war sehr schön und bewegend... als hätte etwas bei dir klick gemacht. Sobald das Lied zu Ende war, hast du schweigend weitergegessen.“

An die letzte Zeit mit seinem Vater erinnert sich Tony Husband genau: „Wir sind alle zu Besuch gekommen, aber du hast es gar nicht gemerkt. Du hast überhaupt nicht mehr reagiert. Ich war bei dir; du hast geschlafen und ich gearbeitet. Als ich gegangen bin und Auf Wiedersehen gesagt habe, hast du ganz deutlich geantwortet: ‚Mach’s gut, mein Sohn.‘ Ich war völlig verblüfft. Das waren die letzten Worte, die ich dich habe sagen hören.“

Das Bilderbuch arbeitet zu gleichen Teilen mit Text und Bild, weshalb beiden Teilen gleich hohe Bedeutung zukommt. Die Texte sind schlicht, aber sorgfältig formuliert, die Bilder einfach, fröhlich und in bunten Farben gezeichnet. Dem schriftlichen Part wurde die Dichte des versierten Autors mitgegeben, dem bildlichen das Können des Cartoonisten. Dieses kleine Buch erzählt von einer Diagnose, vor der die meisten Menschen sich fürchten, und von dem Leben damit (als Betroffener und als Angehöriger) in einer leichten, klaren und äußerst bewegenden Weise.

Eine klare Empfehlung, an alle, die sich mit dem Thema vertraut machen wollen; geeignet auch für Kinder.